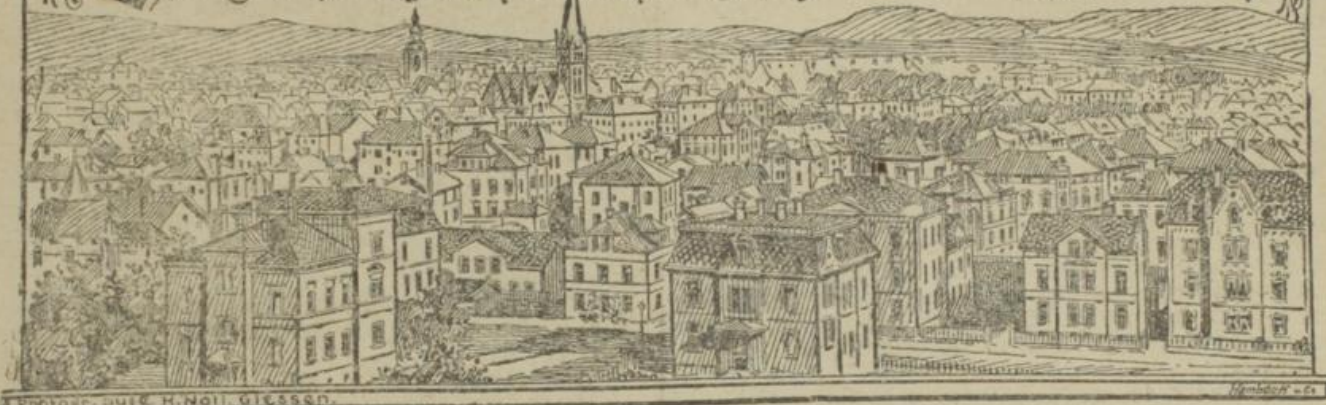


Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



An den Ufern der Drina.

Roman aus der Zeit der Annexion von Ernst Klein.

(Nachdruck verboten.)

(Schluß.)

Duffschläge erdröhnten auf der Straße. Herlinger jagte mit seinen Leuten vorüber. Franz rief ihn nicht an, um sich nicht zu verraten, denn der Feind mußte dicht hinter ihm sein.

Dann vergingen lange Minuten. Jeder Mann hielt seinem Pferd die Köpfer zu, daß es nicht durch sein Schnauben zum Verräter werde.

Und nun kam's durch die Morgendämmerung heran... der gleichmäßige Schritt Marschierender... näher, immer näher... da zeigten sich die ersten...

„Marsch, marsch!“ schmetterte das Signal. „Dura!“ schrien die Dragoner.

Und hinein in den Feind mit frisch-fröhlicher Reiterattache!

Die Besonnensten retteten sich noch in den Wald. Aber auch sie hielten sich nicht mit dem Schießen auf. Nur weiter, höher hinauf, wohin diese Dragoner mit ihren Pferden nicht nach konnten.

Franz suchte noch die Straße ab. Kein Komidatschi zeigte sich. Dagegen fanden sie etwa tausend Schritt weiter die Zeichen des Zugführers Wagn und seiner drei Mann.

Alle hatten sie fürchtbare Handwunden, ein Zeichen, daß sie sich bis zum letzten Moment gegen die Uebermacht gewehrt hatten. War keiner geflohen, sondern jeder hatte ausgeharrt bis zum bitteren Ende. In ihren schrecklich zugerichteten Gesichtern war noch der Grimm zu lesen, mit dem sie gekämpft hatten.

Mit leisem Schaudern fanden Franz und seine Leute vor den vier Toten.

„Das waren vier brave Burschen, vier Helden!“ sagte Franz und zog langsam seine Kappe ab.

Einer nach dem andern folgte dem Beispiel.

Und über ihren entblößten Häuptern stieg strahlend und groß die Morgensonne auf.

Langsam ritten sie heim, langsam, im Schritt, denn sie brachten die Toten mit sich.

Vor Macovac selbst war das Feuer schon längst verstummt. Auch hier war der Angriff der Komidatschi zurückgeschlagen worden. Als Franz an der Kampfstätte mit seinem Zug vorüberritt, sah er, wie Bauernweiber aus Stubovizja damit beschäftigt waren, die Gefallenen und Schwerverwundeten vom Eise aufs Ufer hinaufzuschaffen. Wie sie die Dragoner erblickten, wollten sie erschrocken flüchten, aber Franz rief ihnen mit schallender Stimme hinüber, daß sie ohne Furcht ihre traurige Arbeit fortsetzen sollten.

Am Eingang des Dorfes stand Gighi Hassan, augenscheinlich auf ihn wartend.

„Na, wie war's?“ rief ihm Franz entgegen.
„Melde gehorsamst, Herr Oberleutnant, gut. Wir haben sie mit blutigen Köpfen nach Serbien zurückgeschickt.“

„Haben wir Verluste?“

„Melde gehorsamst, Herr Oberleutnant, ja und nein.“

„Hassan, alter Tschibukheld, reden Sie nicht in Bilderlätseln. Ueberhaupt... zum Teufel... was machen Sie denn für ein Gesicht? Haben wir denn so viele Tote? Mensch, so reden Sie doch!“

„Melde gehorsamst, Herr Oberleutnant, drei Leichtverwundete... Streifschüsse...“

„Na also... aber... Hassan...“

„Und einen Toten, Herr Oberleutnant.“

„Einen Toten?“

Franz wußte selbst nicht warum: ein beklemmendes Angstgefühl stieg ihm plötzlich die Kehle heraus. Er sprang vom Pferde und faßte den vor ihm Stehenden am Arm.

„Einen Toten, Hassan, einen Toten... um Himmelswillen, doch nicht...?“

Und da geschah ein Weltwunder. Aus den Augen des alten Soldaten löste sich eine Träne. Rollte langsam über die Künzeln und Furchen der Wange herab und fiel auf seine Bluse...

Da wußte Franz, daß Desider das Versprechen eingelöst hatte, das er in Helenens Grab hinabgesandt.

19. Kapitel.

Vor dem Hause standen die Strauni, mit bekümmerten, verstörten Gesichtern. Sie konnten es nicht glauben, daß ihr junger Offizier kalt und steif da drinnen im Hause lag. Den ganzen Winter über war er unter ihnen gewesen, nicht ihr Vorgesetzter, ihr liebster, treuester Kamerad... Und daß der Tod gerade ihn aus ihrer Schar herausgerissen!

Als Franz kam, traten sie schweigend zur Seite.

„Kinder,“ sagte er, „die Freude ist teuer erkauft!“

„Wie ist's denn eigentlich gekommen?“ fragte Franz. „Hat keiner von euch gesehen, wie der Herr Oberleutnant gefallen ist?“

Ein Mann trat vor, ein Rumäne. Und in seinem gebrochenen Deutsch erzählte er:

„Melde' gehorsamst, Herr Oberleutnant, ich. Der Herr Oberleutnant ist grad' neben mir in Schwarmlinie gelegen und hat g'schaut, was wir haben für Feuerwirkung. Und plötzlich seh' ich, meld' ich gehorsamst, wie der Herr Oberleutnant sich so bissel in Höhe wirft und sich mit der Hand nach der Brust greift... und dann sinkt er nach vorn über aufs Gesicht... und, und...“ dem Mann versagte die Stimme... „und rührt sich nicht mehr... und da war er tot... der Herr Oberleutnant...“

„Können wir ihn noch einmal sehen?“ fragten mehrere.

Franz nickte nur, sprechen konnte er nicht. Dann ging er hinein.

So, wie er gefallen, in dieser Uniform, hatten sie ihn niedergelegt, nur vom Schmutz hatten sie Bluse und Hose

peinlich gereinigt. Selbstbinde und Säbel trug er. Sein schönes Gesicht war ruhig, kein Schmerz verzerrte seine Züge. Franz glaubte darin die Freude zu lesen, daß die Erlösung gekommen war.

Zwei, drei ältere Unteroffiziere standen in einer Ecke zusammen, sprachen leise flüsternde Worte miteinander und sahen Olga zu, die mit sorglichen Händen das Totenbett mit frischem Tannenreisig schmückte. Franz war nicht erstaunt, sie anzutreffen, fragte nicht, wieso sie kam, sondern hätte sich viel eher gewundert, würde er sie nicht des traurigen Amtes waltend gefunden haben.

Sie nickte ihm zu, als er an das Bett trat, und zog sich dann bescheiden zurück. Und da stand er nun vor dem toten Kameraden, und starrte in das bleiche, ruhigstille Antlitz. Und starrte und starrte und konnte es nicht glauben, daß er tot war. Dunkle Erinnerungen seiner Kinderzeit stiegen ihm herauf, da er noch beten konnte. Er, der Spötter, der Zweifler, wollte auf einmal beten. Jemand etwas in seiner Seele drängte ihn vor dieser friedlichen, weltentrückten Majestät dazu. Unwillkürlich fanden sich seine Hände über der Kappe zusammen, aber es fiel ihm nichts ein. Stumm, mit bebenden Lippen, schaute er auf den toten Freund herab und wußte auf einmal, wie lieb er ihn gehabt, wieviel er jetzt mit ihm in die Erde legte.

„Rämet!

Nach langer, langer Weile wandte er sich zurück.

„Wir wollen die anderen hereinlassen,“ sagte er zu den Unteroffizieren, und einer von diesen ging auf den Zehenspitzen hinaus, um die draußen wartenden Strafuni zu rufen.

Zwei und zwei kamen sie herein, um von ihrem toten Offizier Abschied zu nehmen. Scheu traten sie an das Bett heran, bekreuzigten sich und beteten ein stilles Gebet. Die eine und die andere der berben Häufte glitt wohl in letzter Ablegung den Arm des Toten entlang, und einer blühte sich gar nieder und drückte einen Kuß auf die starre Hand.

Am Nachmittag trugen sie Desider und die vier anderen zu Grabe. War kein Leichenzug, wie ihn das 1. und 1. Exerzierreglement vorschreibt, sondern ein echtes Soldatenbegräbnis vor dem Feind. Je vier Mann trugen einen Sarg, und in dumpfem Wirbel gab die Trommel den Takt dazu. Die Dragoner voran, dann die toten Kameraden, und Mann für Mann hinter ihnen die Strafuni. Langsam, Schritt um Schritt ging's hinauf zum Friedhof...

Doben schaute gar mancher verwundert, als er sah, daß Desider's Sarg in das Grab des jungen Weibes gefenkt wurde, das sie am Tag vorher begraben hatten. Aber keiner fragte.

Dampf rollten die Ehrensalven über die toten Soldaten hin, brachen sich an der gegenüberliegenden Bergwand, kamen zurück und verhallten langsam im Tal...

Als Franz zurückkam, erblickte er Olga am Fenster ihres Zimmers. Er wollte mit stummem Gruß vorübergehen, aber es trieb ihn hinein zu ihr, ein gutes Wort ihr zu sagen.

Sie kam ihm an der Türe entgegen, und in ihren schönen Augen schimmerte die Freude wie immer, wenn sie ihn sah.

„Frau Gräfin,“ jagte er, „ich habe Ihnen vieles abzubitten. Ich war rauh und hart — aber ich hab' geglaubt, ich muß es sein. Gott weiß, wie schwer es mir geworden ist.“ Sie nickte nur.

„Reben Sie nicht vom Abbiten,“ sagte sie nach einer kleinen Pause. „Ich habe längst begriffen, was Sie zu Ihrem Verhalten trieb, Herr Oberleutnant. Und ich ehre Sie darum nur noch höher. Ich bin eine andere geworden in diesen Tagen, glauben Sie mir, eine ganz andere. Wenn man den Tod an sich vorübergehen sieht, bekommt das Leben ein anderes Gesicht. Ich bin müde, Franz!“

Da fuhr er in seiner gewohnten Kraft auf. „Müde — Sie...“ rief er, „eine Frau wie Sie! Solche Menschen wie Sie haben Zeit, müde zu sein, wenn sie alt und grau sind.“

Sie lächelte trübe. „Sie irren, Herr Oberleutnant. Ich habe viel durchgelämpft... In meiner Heimat Dwer in Rußland steht ein Kloster. Das liegt mitten in einem stillen Garten, und im Sommer blühen tausende Rosen in dem Garten, und die Welt ist weit, so weit hinter seinen Mauern. Dort ist der Frieden. Man betet und träumt. Das ist alles. Träumt von einem Glück, das einmal nahe war und dann unaufhaltsam in die Ferne hinausglitt. Und man träumt und träumt,

und dabei schläft alle Sehnsucht, alles Wünschen ein, und es bleibt nur das wehmüchtige Sicherinnern...“

Sie hatte das mit leiser, eintöniger Stimme gesprochen, schlief hingen ihr dabei die Arme herab, und ihr Blick wanderte an Franz vorbei in die Weite, als sähe sie jenes Kloster.

Schön war sie wie nie zuvor in diesem Augenblick.

„Olga,“ stöhnte er wild, „Olga, Himmelherrgott! Es ist zum Rasendwerden... Wir zwei, uns hätt' der alte Gott nicht schöner zusammenbringen können, und nun, Kloster, wehmühtiger Abschied, Entsagen... Himmelherrgott, fast möcht' ich den armen Desider beneiden!“

Und unfähig, sich länger zu beherrschen, stürmte er davon.

Spät am Abend warf er sich erst aufs Bett. Er hatte einen drei Meter langen Bericht an die Brigade abgefertigt, hatte zweimal Bereitschaft und Posten revidiert und nahm sich nun nicht mehr Zeit, sich erst lange anzukleiden. Bestiefelt und gespornt wie er war, ließ er sich auf die derben Polster fallen.

Seine gesunde Jugendkraft kannte kein unruhig-qualvolles Träumen, Stöhnen und ruheloses Herumwälzen. Er schlief tief und fest.

Aber plötzlich fuhr er auf.

Barry, der neben seinem Bett lag, knurrte, knurrte immer drohender, immer stärker.

„Halt's Maul,“ schrie er ihn an.

Aber der Hund wollte sich nicht beruhigen. Nun fing er sogar an, wütend zu bellen.

„Teufel, da ist was los!“ sagte sich Franz und sprang in die Höhe.

Wie ein Blitz durchzuckte es ihn: Olga wurde nicht mehr von Posten bewacht... war ja auch lächerlich... am Ende wieder ein Befreiungsversuch, dieser schuftige Ray...

In der Dunkelheit tastete er nach seinem Browning, dann stürmte er hinaus...

Da gellte ihm ein Schrei entgegen: „Franz, Franz, zu Hilfe!“

Im schwachen Mondlicht sah er einen großen Kerl, der mit einer heftig sich wehrenden Frauengestalt im Arm dem Wald zu lief. Ein zweiter, viel kleinerer, rannte neben ihm her und schaute sich von Zeit zu Zeit nach etwaigen Bersolgern um. Da sah er Franz, der mit Barry hinter ihnen drein kam.

Er blieb stehen und schlug sein Gewehr an. Da erkannte ihn Franz: Ray war's.

Mit einem Sprung war er an ihm heran. Der schwere Browning sauste nieder und grub sich krachend in dem Schädel des Fürsten ein. Ohne einen Laut von sich zu geben, sank er zusammen, ein Juden riß seinen Körper ein, zweimal in die Höhe... dann streckte er sich lang aus... Fürst Dektor Ray war tot.

Sein Begleiter hatte Olga längst fallen lassen und war auf und davon. Der Hund bellend ihm nach...

„Im Schlaf haben sie mich überfallen,“ erzählte sie ihm, während er sie zum Hause zurückführte. „Ich war stumm vor Entsetzen, als ich diesen Teufel wieder vor mir sah... erst in der frischen Luft kam ich ein bißchen zu mir und rief, rief...“

Sie standen an der Türe ihres Hauses und umfaßten einander noch mit einem letzten Blick...

„Ich rief den Mann, den, den ich liebe...“ flüsterte sie... „den ich lieben werde in alle Ewigkeit!“

Er stand vor ihr, mit krampfhaft geballten Fäusten; seine Zähne knirschten, seine breite Brust hob sich und senkte sich in heißem Kampf...

Und dann fühlte sie auf einmal mit wonnigem Schauern zwei starke Arme um ihren Leib, fühlte sich emporgerrissen durch eine stürmische Kraft...

„Ich liebe dich...“ flüsterte sie noch.

Dann versank die Welt hinter ihr.

Am nächsten Morgen kam der Arzt aus Blasenica. War noch ein junger Mann, mit flottem Schnurrbärtchen und prunkvollem Renommierschmiff auf der Wange. Als er erfuhr, daß niemand mehr im Dorfe auf seine Heilkunst Anspruch erhob, ließ er sich durch Franz der Gräfin vorstellen.

„Sagen Sie, in ganz Bosnien erzählt man sich von der märchenhaft schönen Gefangenen, die Sie hier haben sollen,“ interpellierte er Franz.

„Was wollen Sie denn von ihr, Sie Kurpfuscher?“ fragte der nicht eben freundlich zurück.

„Mensch, Vohnspereg, Sie sind hier in dem Rest wohl ganz versauert!“ rief der andere entrüstet. „Eine schöne Frau muß man immer kennen lernen; wer weiß, vielleicht.“

„Na, ich weiß, daß... na, meinetwegen, kommen Sie mit!“

Aber nach fünf Minuten merkte der schönheitsdürstige Oberarzt, daß er sich auch hier nicht betätigen konnte. Da ward er beleidigt, setzte sich auf sein Pferd und ritt von dannen.

Franz und Olga sahen sich von da ab nicht mehr. Bis eines Tages der Befehl kam, die Gräfin Olga Grewow freizugeben. Es stünde ihrer Reise nichts im Wege, auch wenn sie durch Bosnien fahren wollte.

Und so fuhr sie ab. Eghi Hassan, ohne Gewehr und mit möglichst zuvorkommendem Gesichtsausdruck, saß mit ihr auf dem Wagen, um sie bis nach Masenica zu geleiten. Von dort nahm sie dann die Post auf.

Franz stand neben dem Gefährt und half ihr hinauf.

„Leb' wohl — leb' wohl!“ flüsterte er.

Sie war dicht verschleiert, aber durch den Schleier hindurch sah er ihre Tränen glänzen. Er trank noch einmal ihre Liebe in sich hinein, preßte noch einmal ihre Hand — fühlte ihren heißen Gegendruck...

Dann trat er zurück.

Die Strafuni und Dragoner salutierten — sie hatten ihr nicht vergessen, daß sie Desiders Totenlager so rührend geschmückt... Eghi Hassan gab dem Bauern neben ihm auf dem Kutschbod einen ermunternden Rippenstoß...

„Hö... o hö...!“

Und die Pferde zogen an... am Ende der Straße wandte sie sich noch einmal um — winkte.

Franz aber lief in den Stall und holte seine Halbblutstute heraus. Ausjagen — ausjagen... am liebsten bis ans Ende der Welt...

Schluss.

Der Frühling des Jahres 1909, der anfangs so schrecklich mit den Waffen gerasselt hatte, war nun doch ein Frühling des Friedens geworden. Serbien, von seinen Freunden schmählich im Stich gelassen, gab klein bei, entließ seine Reserven, zog die Truppen und Banden von den Grenzen zurück und stopfte seinem Nationalhelden, dem Kronprinzen, höchst kategorisch den Mund.

Oesterreich-Ungarn hatte dank seiner Festigkeit und dank der Treue des deutschen Bundesgenossen einen Sieg errungen, der um so schöner war, als er fast ohne Blutvergießen errungen wurde.

Was wiegt das Leben der wenigen Tapferen, die da unten an der Drina fielen, gegen den großen Erfolg! Sie sind unbekante Helden für die große Masse, die ihre Namen und ihre Taten nicht weiß. Wohl meldete das eine oder das andere Blatt von einem heftigen Grenzgefecht, das an der Drina stattgefunden haben sollte, aber die Demontis liefen hinter der Nachricht her und schlugen sie tot. Ein Geräusch, wie viele andere in solchen aufgeregten Zeiten, sagten die Leute.

Nur die Freunde und Kameraden vergessen nicht. Die Strafuni sind längst wieder zu ihren Regimentern zurückgekehrt, aber dort erzählen sie denen, die nicht dabei waren, von ihrem jungen, schönen, fieschen Oberleutnant...

„Und er is g'storb'n als wie a Held und in ein Grab mit seiner Frau ham ma ihn begrab'n... Und sein Freund, der Oberleutnant von die Dragoner, is dabei g'stand'n und hat g'want und wir alle, alle...“

Ein Jahr später...

Auf dem kleinen Friedhof in Racovac erhebt sich ein Grabhügel, auf dem zwei Kreuze stehen, ein lateinisches und ein griechisches. Ganz schlicht und einfach sind sie, mit vergoldeten Spitzen, und zwischen ihnen liegt eine ganz kleine Marmortafel, darauf zu lesen ist: „Helene Stojanowitsch — Desider Gronay — 11. und 12. März 1909“. Zwei Namen sind es und ein Schicksal.

Auf dem Grabe breitet sich ein riesiger Kranz von herrlichen Rosen. Nun sind sie im Welken und senden nur ihren Duft empor. Weit aus dem Russischen ist der Kranz gekommen, weit her... aus einem Nonnenkloster, erzählte der Friedhofswächter...

Franz steht an dem Grabe und hört auf die Worte des alten Mannes... Weit aus dem Russischen...

Dort ist ein Garten, ein großer, stiller Garten, in dem tausende Rosen blühen... Und dort träumt eine Frau, träumt...

Er bückt sich, nimmt eine volle schwere Rose aus dem Kranz und birgt sie unter seinem Waffenrock...

„Du bist nicht böse, Desi,“ denkt er mit wehmütigem Lächeln.

Dann verläßt er den Friedhof und geht gerade und fest hinaus in den lachenden, in den blauenden Frühlingstag.

Silvesternacht.

Skizze von Curt Kühns.

(Nachdruck verboten.)

Ein scharfer Nordwest pfiß über die graue, schäumende Nordsee. Jerrissenes Gewölk jagte am nachdunkeln Himmel, und nur auf Augenblicke schien das blasse Mondlicht durch die sich treibenden Wolken.

Schräg, mit dem blanken Bug die breit herantrollende See teilend, dampfte S. M. M. Kreuzer „Gazelle“ dahin, ohne Lichter, gefächelt. Die Gießablen an der Reling, die leichten Schneekronen auf Masten und Deckbauten waren Zeugen eines gewohnten Kampfes, aber auch Spuren eines anderen Kampfes wies der Kreuzer auf: Das Loch im Schornstein, die Verbeutung eines Geschützturms, das waren die ehrenvollen Narben im Freiheitskampfe unseres Vaterlandes.

Auf der Brücke ging mit kurzen Schritten der wachhabende Offizier auf und nieder, der kleine Lenzen, wie er allgemein nur genannt wurde, ein kleiner, aber stammer Herr; in dem ausdrucksvollen, glatt rasierten Gesicht lag ein unverkennbarer Zug von guter Laune und frohem Mut.

Der Mond hatte sich eben wieder hinter den Wolken versteckt, eine steife Bö jagte heran, einen feinen, graupligen Schnee in didem Wirbel über die See peitschend. Der kleine Lenzen schlug den Mantelkragen höher und ging mit festeren Schritten auf und nieder.

Das war eine gemüthliche Silvesternacht. Nun, für einen Seeoffizier war das ja eine gewohnte Feier, — auf der Brücke in Sturm und Schnee.

Der Wind ließ einen Augenblick nach, und aus dem Vorschiff, wo unter Deck die Freiwache bei einem warmen Punsch saß, klangen ein paar Töne ihres Gesangs herauf: Die Heimat, die Heimat — — —

Ja, ja, die Heimat. Der kleine Lenzen war wahrhaftig keine schwermüthige Natur, aber so in der Silvesternacht konnte man sich schließlich mal leisten, über das Unglück seines Lebens nachzudenken. Er hatte keine Lieben daheim in der Heimat mehr. Seine Eltern — im vorigen Jahr erst seine Mutter — waren gestorben. Geschwister hatte er nicht. Er hatte eigentlich niemand, bloß — eine sogenannte heimliche Liebe! Irma, Tochter seines Admirals, eines der schönsten und besten Mädchen, — nein: das schönste und beste Mädchen der Welt, nur — — — zwei Köpfe größer als er. Der kleine Lenzen pfiß durch die Zähne. Na ja, er war eben mal ein bißchen kurz geraten; er mußte sich darum eben ein kleines Verlöbchen aussuchen, nicht eine Königin an Figur.

Wenn er auf einem Ball mit ihr getanzt hatte, — wie auf dem vergangenen Silvesterball — hatte er immer Gelegenheit, ihr schönes Perlenhalsband aus nächster Nähe zu bewundern, — soweit reichte er gerade.

„Ich verpörrer Ihnen wenigstens nicht die Aussicht,“ hatte er gesagt. „Unädiges Fräulein können bequem über mich wegsehen, können sehen und gesehen werden, während ich bescheiden zu Ihren Füßen liege.“

Sie hatte gelacht, ein fremdliches, silbernes Lachen: „Ich glaube,“ hatte sie geantwortet, „Sie sind gar nicht so anspruchslos, wie Sie tun.“

Er konnte sich noch heut ohreigen, wenn er daran dachte. Sicher hatte er bei ihr verpielt.

Er war wieder an Bord kommandiert worden. Dann kam im Sommer die Geschwaderreise nach Norwegen, dann — der Krieg. Er hatte nichts mehr von ihr gehört, auch nichts mehr von sich hören lassen. Liebesgespräche bespörrerte ihr Funkspruchapparat an Bord ja nicht, und zum Schreiben kam er nicht vor Bombardieren und Torpedieren.

Aber Zeit hatte er immerhin, ihrer zu gedenken. Volkends heut in der Silvesternacht, wo alles enger zusammenrückte, alles seiner nahen und fernem Lieben Gedachte!

Eine Hand legte sich auf seine Schulter: der Kommandant stand hinter ihm.

Der kleine Lenzen fuhr herum und erstattete Meldung.

Der Kommandant blinnte einige Augenblicke ins Wetter, suchte mit dem Glas den Gesichtskreis ab, dann sagte er, der Gestrenge, der kein Mensch im Dienst ein undienstliches Wort je hatte sprechen hören: „Ob meine Jungen zu Hause auf sind“

bis Mitternacht und mit Bierpunsch trinken dürfen, — das war voriges Jahr ihr fehnlichster Wunsch, — oder ob Mutter sie zu Bett geschickt hat?"

Der kleine Venzen lächelte leise, wehmütig. Er hatte es eigentlich noch nie so empfunden, wie schwer es war, so ganz allein zu stehen.

„Es ist bald Mitternacht, da werden Sie abgelöst,“ sagte der Kommandant. „Wir trinken noch ein Glas zusammen!“ Er grüßte freundlich und ging wieder unter Deck.

Wieder wanderte der kleine Venzen auf der Brücke auf und ab, hörte auf das tiefe melodische Brausen der See, auf das Wehen des Windes. Der Mond tauchte eben, blickt über der Flut, untergehend in dunkles Gewölk. So versank das alte Jahr, mit all der Not, die es über die Menschheit gebracht.

Mitternacht! Die Schiffsglocke schlug leise an. Die neue Wache zog auf; durch die geöffneten Decktüren klangen Töne des Flaggeliedes und ein herzliches Prost! Neujahr! hinaus in Wind und Wetter.

Der kleine Venzen ging in die Kasse hinab. In dem gemütlichen Raum strahlten freundlich die Lampen, die Punschbottle dampfte auf dem Tisch. Die Kameraden standen, ihre Gläser in der Hand: „Ein glückliches Neujahr!“ — „Sieg unserm Vaterland!“ so klang, — ernst und voll heiligen Empfindens von Mund zu Mund.

„Und jetzt im neuen Jahr als Erstes etwas Freundliches!“ rief der Kommandant hinter ihm, den Strengen kannte man heut fast nicht wieder! „Eine kleine Ueberraschung! Wir haben Post an Bord, Neujahrbriefe: Gestern das Torpedoboot hat sie gebracht!“ Eine Ordnung trug den Postfach herein, alles drängte herzu, nur der kleine Venzen machte sich an der Punschschüssel zu schaffen. Wer sollte auch an ihn groß schreiben? Ein paar förmliche Neujahrswünsche von ein paar entfernten Vettern, die er kaum kannte, — eine goldgeränderte Karte von seinem Schneidermeister, der um seine weitere geehrte Kundschaft bat, das waren so die Neujahrgrüße, die er zu empfangen pflegte.

„Venzen,“ ein Kamerad reichte auch ihm ein paar Postfächer. Na natürlich, dachte der kleine Venzen, stimmt! Er hatte sich als ahnungsvoller Engel erwiesen. Aber hier — was war das? Ein Brieflein — von Damschhand? — Von ihr! Ein ganzer, langer Brief! Er überflog ihn: sie machte ihm Vorwürfe, daß er nicht schrieb. Sie hatte recht: es war unerhörte, daß er sie wänge, ihm zuerst schreiben zu müssen, aber, daß sie doch hoffte, daß er sie nicht ganz vergessen hätte. Begeben!

In der Freude seines Dersens umarmte er den Nächststehenden, den dicken Stabsarzt. „Kinder!“ rief er, er mußte seinem Herzen Luft machen, — „nu bloß noch einen Engländer zum In-die-Luft-Sprengen!“

Alle lachten laut auf, doch schien's, als habe das Schicksal seine Worte gehört. Ein Matrose stand in der Tür, Schnee im Bart: „Schiff in Sicht!“ meldete er kurz. Alle sprangen auf, wie elektrifiziert, und eilten an ihre Posten.

Der Mond war untergegangen; einige Sterne schimmerten durch das Gewölk. Fern sah man wie einen dunkeln Schatten das fremde Schiff durch Nacht und Nebel ziehen.

Der Kreuzer signalisierte hinüber, das fremde Schiff antwortete nicht, nur dicke Rauchwolken wirbelten aus seinem Schornstein. Die „Gazelle“ feuerte einen Schuß, er ging ins Wasser, die Entfernung war zu groß.

Wie ein Dabicht seiner Beute, sehte der Kreuzer dem fremden Schiffe, einem großen Dampfer, nach. So oft dieser seinen Kurs änderte, stets wurde das Manöver erkannt, immer näher rückte der Verfolger seinem Opfer. So ging die Jagd dahin, durch dicke, unsichtige Schneeböden und über offenes Wasser. Der Morgen graute fahl, man erkannte jetzt am Heck des Schiffes die feindliche Kriegsflagge. Schußweite! In der Stützpforte der „Gazelle“ erschien blitzschnell der Schlund des Geschützes, der feurige Rauch flog hinüber, — der feindliche Hilfskreuzer stoppte plötzlich ab und strich die Flagge.

Es war Tag geworden. Am die Wellenränder im Osten flamme ein goldiger Rand, die graue Flut blühte auf in goldigem Widerscheine. Klar stieg die Sonne hoch an dem kalten Wintermorgen.

„Ein Sieg am Neujahrstage,“ sagte der Kommandant. „Er sei glückverheißend für das neue Jahr. Durch Krieg zum Sieg — zum Frieden!“

Vermischtes.

* Moltke und die Daten. Es gibt Leute, die für Daten keinen Sinn, d. h. kein Gedächtnis besitzen. Merkwürdigerweise soll zu ihnen auch Helmuth v. Moltke gehört haben. Ungenauigkeiten dieser Art sind ihm wenigstens in seinen Schriften ziemlich zahlreich nachzuweisen. Auch in der Einleitung zu Moltkes Briefen aus der Türkei macht der Herausgeber, Prof. G. Hirschfeld, auf diesen Umstand aufmerksam und erinnert daran, daß der Generalfeldmarschall auch mit Geburtsdaten auf recht schlechtem Fuße gestanden zu haben scheint. Schrieb Moltke doch einmal an seine Mutter: „Ich muß Dir gestehen, daß ich mich nicht mehr recht bestimmen kann, ob Dein Geburtstag auf den 2., 3. oder 4.

dieses Monats fällt.“ Auch hinsichtlich seines eigenen Geburtstages irrte er sich, versetzte ihn z. B. vom 28. auf den 23. Oktober, und dementsprechend heißt es auch in einem seiner Briefe: „Uebertreugens hatte ich mich in dem Datum meines Geburtstages geirrt, und Du wußtest ihn besser als ich.“ Bricht man dies in Betracht, so wirkt es drossig und erbetend, wenn Moltke nichtsdestoweniger seine Schwägerin einmal ernsthaft tadelt, weil einem ihrer Briefe das Datum fehle — „gegen das“, wie er hinzufügt, „die Damen in der Regel eine Abneigung haben“.

Ein amerikanisches Charakterbild des deutschen Generals v. Falkenhayn. Die Persönlichkeit des neuen deutschen Generals v. Falkenhayn, auf dem jetzt die große Aufgabe der Führung der deutschen Heere ruht, beschäftigt naturgemäß auch das Ausland in hohem Maße. In einem Charakterbild, das die „New York Times“ von ihm zeichnet, heißt es, er wäre ebenso wie sein Vorgänger, General v. Moltke, ein wenig ein Kästel, wenn er auch in seinem Temperament den geraden Gegensatz zu jenem darstellte. Während Moltke ruhig, methodisch, vorsichtig ist, ist Falkenhayn ganz Nerven, fährt leicht auf, ergreift die Dinge mit schneller Intuition und gibt rasch seine Befehle. Außerlich hat der neue Generalsabscheß selbstamerweise eine gewisse Ähnlichkeit mit einem anderen Generalsabscheß, dem Japaner Kodama. Er hat dasselbe lebhafte Aussehen, dasselbe siegreiche Lächeln, dieselbe stürmische Gewohnheit, unanständig Fragen zu stellen, dieselbe furchtliche Weisheit. Ein Offizier, der lange Zeit unter dem General v. Falkenhayn gedient hat, erzählt, daß er während der Besichtigungen niemals stille stand, sondern fortwährend hierhin und dorthin ging, und daß er sich dadurch von dem gewöhnlichen Typus des deutschen Soldaten, der diszipliniert und starr ist, unterschied. Einmal fragte ihn ein anderer älterer General: „Warum bewegen Sie sich nur so viel und geben Sie immer hin und her? Glauben Sie nicht, daß diese Beweglichkeit Ihre Soldaten schädlich beeinflussen kann?“ v. Falkenhayn antwortete: „Die Soldaten sind kein Spielzeug und ein Offizier braucht nicht ein Kniegegnis zu sein, den zu bewegen gefährlich ist. Warum sollte ein Offizier nicht stehen, wenn seine Soldaten in Bewegung sind? Ein Offizier braucht kein Ueberbolat zu sein, er muß sich zweimal mehr als ein einfacher Soldat bewegen und tausendmal mehr tun . . .“ Das amerikanische Blatt weist darauf hin, daß v. Falkenhayn die militärische Erziehung des Kronprinzen geleitet hat. Dieses Zeichen der kaiserlichen Guld wurde der Anfang einer großen Freundschaft zwischen dem Kronprinzen und dem General, einer Freundschaft, die auch durch die Tatsache verstärkt wurde, daß v. Falkenhayn einer aristokratischen Familie angehört, deren Al e sieben oder acht Jahrhunderte zurückreicht. Die Freundschaft des Kronprinzen hat gewis die Laufbahn des Generals erleichtert; aber man darf darum nicht glauben, daß v. Falkenhayn eine einfache Puppe in den Händen seiner kaiserlichen Freunde wäre. Er hat die Unabhängigkeit seines Charakters bewahrt, seine Gedanken sind immer durchaus persönlich, und es heißt, daß er seine Unabhängigkeit und seine persönlichen Empfindungen vor allem in allen militärischen Dingen bewahre und zeige. Sein Gesichtspunkt ist in allen Dingen immer der eines Soldaten. Er ist niemals ein Diplomat oder ein Politiker gewesen . . .“

Büchertisch.

— Standarten wehn und Fahnen. Lieber aus großen Tagen Ausgewählt von R. Geheeb. Mit Zeichnungen von Prof. Walter Klemm. Verlag von Albert Langen in München. — Es sind in den letzten Monaten und ihre Sammlungen der Vaterlands- und Kampflieder erschienen, die dem Weltkriege von heute ihr Entstehen verdanken. Doch leidet jede solche Auswahl mit Naturnotwendigkeit darunter, daß dem Herausgeber der Abstand fehlt, aus dem allein der Wert dieser Leistungen, losgelöst von der augenblicklichen Zustimmung, beurteilt werden kann. Demgegenüber ist die vorliegende Sammlung sehr zu begrüßen, deren Herausgeber mit Kenntnis und seinem Geschmac nur anerkannt und dauernd Wertvolles aus dem Schatze unserer vaterländischen Lyrik auswählte, — das Beste von jenen Liedern vergangener Tage, die unsere große und erste Zeit zu ihrem Leben und neuer Wirkung erweckt hat. R. Geheeb hat mit Bewußtsein auf die heute lebenden und dichtenden Lyriker verzichtet und sich auch in der Zahl der Lieder die äußerste Beschränkung auferlegt. Und so enthält die Sammlung das Schönste und Kraftvollste von dem, was seit dem Dreißigjährigen Kriege bis auf Fontane und Villenron entstanden ist.

Magisches Quadrat.

In die Felder nebenstehenden Quadrats sind die Buchstaben B E E E I I I L L L O O R R S S derart einzutragen, daß die wagerechten u. senkrecht. Reihen gleichlautend folgendes bedeuten:
1. Herausgehendes Getränk.
2. Feldherr aus dem dreißigjährigen Kriege.
3. Altrömische Landtschaft.
4. Eine Plume. (Auss. in nächster Nr.)

Auflösung des Neujahrspuzzels in voriger Nummer: Perzischen Glückwunsch zum Neuen Jahre.